

Nun war feindlich die Küste an verschiede-
nen Stellen durchbrochen und die Rette der
heutigen Gänge entstanden. Sie bildeten we-
nig Schutz gegen das kalte Element. Es
lag sogar fortwährend an den Inseln mitten
im See. Einige davon verschwand gänzlich
im Laufe der Zeit. Sie wurden auf späteren
Karten nicht mehr eingezeichnet. So erwies
es sich 1885 als notwendig, die Insel Schö-
land zu entdecken. Die Insulaner ergaben
sich willig in ihr Los, bauten die Kirche ab und
richteten sie zu Ommen in der Provinz Over-
ijssel wieder auf.

Schlimme Erfahrungen führten auch in den
1890er Jahren dazu, daß wiederholt gute Vor-
schläge über das Eindämmen des Sees gemacht
wurden. Aber die Kammer konnte sich nicht
zu den Geldopfern entschließen. Erst nachdem
das Meer in den letzten Jahren wieder Opfer
an Menschenleben und Sachen auf den fernwärts
gelegenen Wägen gefordert hat, ist nun die
Trodenlegung bezw. Eindämmung in Angriff
genommen. Bei Wieringen, dem historischen
Verbanungsort, wurde bereits der Anfang ge-
macht, bei Hartingen bleibt der Weg nach dem
Meere offen.

Auch die Bewohner der Insel Urk müssen
nun die Seimal verlassen. Das Land war ein-
mal größer als 32 Morgen. Aber das rauflose
Wasser hat fortwährend an dem sandigen Bo-
den genagt, und das kleine Fischerdörfchen
schwebte in Gefahr, eines Tages abgepölpelt zu
werden. Es sind recht arme Leute, die in klei-
nen erbärmlichen Steinhäusern hausen.

Was an ihre abgegriffene Insel wird voraus-
sichtlich eingebracht, von hier bis tiefer in das
Land nach Süden bleibt dann als Rest das so ge-
nannte Offelmeer bestehen.

Wo werden die braunen Urker nun fischen?
Sie haben ihr Leben hindurch nichts anderes
getan, diese großen, kernigen Gestalten mit den
kraftvoll breiten Schultern. Aus ihren Augen
blickt das Ruhigstarre der Eintönigkeit. Diese
Sünnen in Wams und Kappchen und den eigen-
tümlich weiten Hosen, die unten am Fußgelenk
eng zulaufen, so daß die vorn hochgewölbten
Sollschuhe auffallend wirken, diese Sünnen
trauern um ihre stille, abgeschlossene Welt.

Nun könnten die Urker ja eines Tages nach
der Trodenlegung — wahrscheinlich 1932 — von
ihrer unfruchtbaren Sandinsel hinunter steigen
und Ost- und Westsee zu betreten. Aber das
ist eine ungewohnte mühselige Beschäftigung
für jemand, der bis dahin dem beschaulichen
Beruf des Fischfanges nachgegangen ist. Sie
sollen (so graufames Gedächtnis) im Industrie-
gebiet Hollands angesiedelt werden.

Einige von ihnen bemühen sich, nach den hol-
ländischen Kolonien zu gelangen. Sie sehen
im Traum schon Java, wo Milch und Honig
fließen soll. Aber dort haben sich neben den
Eingeborenen schon japanische Geister breit ge-
macht, geschickte Rente, die an geeigneten Stel-
len ihr Fangezeug aushängen und eine Strecke
davon entfernt alleamt ins Wasser springen,
um die Fische erlaunlich gewandt nach den
Netzen zu treiben. Wie sollten die guten Urker,
gar schlechte Schwimmer, sich da noch mit Er-
folg beteiligen?

Doch davon abgesehen bleibt dem Land der
Traut, aus seinem See den großen Bodenzu-
wachs zu gewinnen und neue Ziele zu ge-
stalten.

Eingeborenenjagd auf Elefanten

Von Wolfgang Weber.

Viele Schwarze würden es kaum spüren, daß
sie Untertanen der französischen oder der briti-
schen Regierung sind, wenn sie das Jagdverbot
nicht daran erinnerte. Die Wildschutzhetze sind
außerordentlich streng. Ist schon dem Europäer
gegen eine sehr hohe Lizenzgebühr nur das
Schußrecht auf zwei Elefanten jährlich gestattet,
so werden die Eingeborenen in ihrer Jagdfrei-
heit so beschränkt, daß oft genug ihr Unterhalt
in Frage gestellt ist. Von manchen Tieren, z.
B. Straußen und Elefantknochen, darf jährlich
nur ein Stück geschossen werden, von anderen
Arten überhaupt nichts; so besteht für das
weiße Rhinos und die weiblichen Elefanten mit
Ausnahme des Kalles von Notwehr völliges
Schußverbot. Natürlich reizt diese Notwehr-
klausel zu Übertreibungen, und es sind eine
ganze Reihe von Fällen bekannt, in denen
Europäer ganz einfach ein Tier schossen und
dann angaben, von ihm angegriffen worden zu
sein. Aber nirgends wird eine Verfehlung
schneller bekannt als im dunkelsten Afrika, wo
jede Bewegung eines Weibes von tausend
Schwarzen aufs schärfste beobachtet wird. Ne-
ben einer Geldstrafe, die in ihrer Höhe einer
Vermögensziehung gleiches kann, wird der
Europäer für immer des Landes vertrieben.

Noch weit strenger ist die Strafe für die Schwa-
zen, wenn diese die Jagdgesetze übertreten. Der
Uebeltäter wird gehängt oder erschossen. Wei-
stens kann man ihn aber nicht ausfindig ma-
chen, und dann wird eine Strafexpedition abge-
schickt, die die umliegenden Dörfer zerstört
oder wenigstens unter Strafe stellt, während
das Vieh eingezogen wird.

Das beste Mittel gegen ein Massenjagden
der Elefanten durch die Eingeborenen aber ist
das Verbot der Schußwaffen. Allerdings sind
manchen Stämmen, besonders auf belgischem
Gebiet, Flinten erlaubt; aber es sind nur Vor-
derlader und Modelle aus dem Jahre 1850, den
Verwendung sich so ziemlich auf die eines
Schmuckgegenstandes beschränkt. Ich entfinne
mich einer Jagd am Uelle, sie war so ergötzlich,
daß man ganz die Gefahr vergessen konnte, der
die Schwarzen dabei ausgeht. Ein fünf-
jähriger Mann stieß sich im Halbkreis auf, schüttelte
gewaltige Pulvermengen in die Gewehre, lie-
ßen die Kugeln in den Lauf rollen und nahmen
einen Dickschädel in der Entfernung von etwa
100 Meter auf Korn. Man hörte einen Krach
wie von einer Kanone, und als sich die Rauch-
wolke verzogen hatte, lagen die Schützen in-
folge des Rückschlages alleamt am Boden,
während der Elefant vergnügt weiter trottete.

In vielen Gegenden verzichtet man deshalb
überhaupt auf die Kugel und schießt mit dem
Gewehr vergiftete Pfeile. Das Gift hat eine
sehr stark lähmende Wirkung, die aber für
große Elefanten erst nach Tagen tödlich wirkt.
So daß die verwundeten Tiere von den Jägern
zuweilen Hunderte von Kilometern weit ver-
folgt werden müssen. Um sich diese Verfolgung
zu erleichtern, suchen sich die Schwarzen einen
etwas juppigen Boden aus, der dem Elefan-
ten das Fortschreiten sehr erschwert, während
er die leichteren Menschen ohne weiteres trägt.

Auch diese Jagd mit den Giftpfeilen ist von
den Behörden verboten, aber während man bei
ihm immer noch ein Auge zudrückt, ist der Waf-
fenmord durch Feuer mit Recht der allerstreng-
sten Bestrafung ausgesetzt. Wenn der Wind
günstig ist und eine Elefantenherde sich gerade
in einem Gebiet ausgetrockneten Hochgrases
aufhält, dann wird bei dieser „Flammenjagd“
ein Feuerwall rings um sie entzündet, und jäm-
merliche Dickschädel, auch Muttertiere und Kälber,
gehen auf die kläglichste Weise zugrunde, nach-
dem sie verzweifelte Anstrengungen gemacht ha-
ben, auszubrechen. Neben den ausgedehnten
Buschbränden, die durch diese bestialische Jagd-
methode hervorgerufen werden können, ist auch
meistens das Eisenblech durch das Feuer ent-
wertet und das Fleisch verkohlt, so daß für die
Schwarzen nur ein miziger Bruchteil für die
Tiere vermerkt werden kann. Im südlichen
Sudan, dem Gebiet des weißen Nils, zeigt man
heute eine derartige abgebrannte Fläche. Dort
bleichen noch die Skelette einer riesigen Elefan-
tenherde, die zur Zeit des Mahdi auf diese
Weise zugrunde ging.

Aber es wäre verfehlt, deshalb über die
Schwarzen wegen Grausamkeit den Stab zu
brechen. Das Abtöten der Elefantenherden
ist oft nur ein Mittel zur Selbsthaltung, wenn
mehrere Jagdzüge mißlungen sind und ein
Stamm vor dem Hungertode steht. Denn die
anderen Jagdtitten sind von einer derartigen
Einfältigkeit, daß man sich über ihre gelegent-
lichen Erfolge viel mehr wundern muß als
über die häufigen Unfälle. Die verbreitetste
Methode ist folgende: Vier Schwarze bewaffnen
sich mit gewaltigen Saumessern, schleichen sich
an den Elefanten heran und schlagen ihm auf
Kommando gleichzeitig die Sehnen der Füße
durch. Der geringste Fehlschlag oder eine vor-
zeitige Witterung seitens des Elefanten, und
der kühne Angreifer wird unverzüglich zer-
stampft. Die Schwarzen verankern den Mut
dazu ihren Fettschmelze, die bei den Jagden mit-
genommen werden und durch die sie sich unvor-
züglich glauben.

Frauen und Kinder bleiben während der ge-
fährlichen Stunden zu Hause und bringen für
ihre Angehörigen Opfer dar. Man versammelt
sich vor der Hauptkingshütte um ein gewaltiges
Lagerfeuer und wartet dort die Rückkehr der
Jäger ab. Werden sie viel Fleisch erbeuten
oder gar mit Eisenblech zurückkehren? Oder
wird ihnen ein Unglück zugestoßen sein?

Doch zu allzulangen Grübeln ist kein Neger
ausgelegt, auch wenn draußen die Gefährten in
Gefahr sind und man morgen vielleicht nichts
zu essen haben wird. Sorge und Angst werden
mit einem ordentlichen Schluck Ginger-bier her-
untergeschluckt. Warum soll man nicht lachen,
wenn man ohnehin allein ist? Amri da mungul
Gottes Wille geschehe!

Am Ausguck

Die drei Brüder Cellert.

Der treffliche und unergiebliche Dichter
Christian Fürchtegott Cellert war der jüngste
von drei Brüdern. Der älteste von ihnen war
ein gelehrter Herr, der auf seinen wissenschaft-
lichen Ruf als Kenner der metallurgischen
Chemie seinerzeit nicht weniger stolz war, und
nachdem er Vergat in Freiburg geworden
auch auf seinen jüngsten Bruder, den „Brot-
und amtlischen Poeten“ Christian Fürchtegott
Cellert schlecht zu sprechen war, da er in sei-
nen Augen ein rechter und echter Tagedieb
war. Nun gab Vergat eine gelehrte
Fachschrift heraus, die nur für Hochgebildete
bestimmt war. Sie wurde von einem Götting-
er Professor gelobt, der dabei erwähnte, Ver-
gat Cellert sei der Bruder des berühmten, weit
und breit in Deutschland bekannten Dichters
Cellert. Dieser Hinweis empörte den Vergat
so, daß er in öffentlicher Erklärung seinen
Dichterbruder abschüttelte, und sich als den
berühmtesten bezeichnet. Auch der zweite Br-
der machte dem Vergat viel Kummer. Dieser
hieß Friedrich Leberecht Cellert und war
Universitätssekretär in Leipzig, wo ja auch
der Dichter lebte. Leberecht wohnte im
„Raffeebaum“, allen alten Leipzignern als
„Studentenpennie“ gewiß noch in Erinnerung,
wo er „wie ein Spanier lacht und soff wie ein
Spund“. Jeder der drei Brüder war ein Ori-
ginal. Der Nachwelt bekannt geblieben ist je-
doch nur Christian Fürchtegott Cellert, der
Dichter, von dem seine beiden Brüder, nament-
lich der hochweise Vergat nichts wissen wol-
len.

Neues Prüfungsverfahren für Diamanten.

Ein Chemiker aus Lyon namens Massavel
hat ein Verfahren entdeckt, durch das man edle
Diamanten von falschen unterscheiden kann.
Die Steine sollten mittels ultravioletten Strah-
len photographiert werden; je besser nun der
Diamant ist, desto klarer wird sein Bild auf
der Platte, während ein falscher Stein als
schwarzer Fleck erscheint. Das Verfahren er-
laubt nicht nur, echte Diamanten als solche mit
jedem Zweifel ausschließender Sicherheit zu
erkennen, sondern auch die Herkunft jeden
Steines aus seinem Lichtbild festzustellen, und
zwar auf Grund der Schattierungen, die das
Negativ aufweist. Man hat schon früher ver-
sucht, mittels der Röntgenphotographie das
gleiche Ziel zu erreichen, jedoch ohne damit
irgend welchen Erfolg zu haben.

Raubtiere und Ratten.

Von einer Freundschaft zwischen Löwen und
Ratten berichtet man aus dem Londoner Zoo
sonderbare Dinge. Es wird gemeldet, daß das
Löwenpaar Toto und Lena diese wirklich nicht
sonderbar gemachten Gäste in ihrem Käfig duldet.
Man hat sogar gesehen, daß eine Ratte auf dem
Rande eines Wasserbeckens spielte, während die
Löwen aus diesem tranken. — Anders verhält
sich zwei Leoparden im Londoner Zoo, die
es sogar nicht verdragen, Jagd auf die lästigen
Nager zu machen. Einer der Leoparden
opfert seine Nachtruhe, um am anderen Morgen
„stolz“ die Leichen seiner Feinde dem Wärter
zu zeigen. Sein Genosse mit dem königlichen
Namen „Rez“ hat sich für die Rattenjagd eine
Kriegs-ist ausgedacht: Er legt ein Stück Fleisch
vor das Rattenloch, und wenn die Ahnungs-
lose kann herauskommen, zerstampft er sie
mit einem Prankenhieb.

Auch ein Vagiat.

Einer englischen Zeitung blieb es vorbehal-
ten festzustellen, daß das moderne Werbe-
wort „Echt mehr Früchtel“ nichts anderes als
ein Vagiat sei. „Echt mehr Früchtel“ hat näm-
lich der Teufel schon im Paradies zu Eva ge-
sagt. Der Erfolg, den der Verführer mit dieser
Aufsorderung gehabt hat, stemmt ihn zum
berufsmäßigen Propagandisten; denn nur ein
ganz Schläuer konnte auf den Gedanken kom-
men, daß das Weib für die Reklame am leicht-
esten empfänglich sei. Der Teufel hatte rich-
tig kalkuliert. Seit jener Zeit bietet man je-
den Artikel, der nur einigermaßen Anlaß dazu
gibt, der Frau an. Und es ist wirklich inter-
essant zu verfolgen, wie in den englischen Zei-
tungen die Mehrzahl aller Inserate sich an die
Leserinnen wendet, selbst wenn es sich um An-
gebote für Herren handelt. Die Frau beginnt
die Zeitung mit dem Interaktell, der Mann
dagegen mit dem Leitartikel. Das ist eine alte
Vorfahrerweisheit, die es dennoch wert ist, beach-
tet zu werden.

Verantwortlich: S. Seimelmann. Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 30

Mittwoch, 27. Juli

1927

Die Amazonen in Sage und Geschichte

Von Dr. H. Oberlies-Würzburg.

Wer waren die Amazonen? Waren es sa-
genhafte, unwirkliche Wesen oder Menschen
von Fleisch und Blut wie wir? Die Nachrich-
ten, die wir über die Amazonen besitzen, sind
sehr vermorren und teilweise widerspruchsvoll;
sie enthalten Sage und Geschichte; in ihnen
steckt — wenn auch verdunkelt — ein histori-
scher Kern. Während nämlich früher eine Hy-
perkritik die Amazonengeschichten ins Reich der
Fabel verwies, hat man inzwischen gelernt, daß
alle Sagen und Mythen der Völker dunkle
Runde von wirklichen Geschehnissen aus längst
vergangenen Zeiten bewahrt haben, wie z. B.
Somer's Gefänge, das Gilgameschepos, die
Edda und andere Werke. Da wir noch zur Zeit
Alexanders des Großen (330 v. Chr.) von krie-
gerischen Völkern am Schwarzen Meer und im
Inneren Asiens hören, so haben wir keinen Grund, alle Amazonengeschichten ins
Reich der Fabel zu verweisen, wenn natürlich
auch an der einzelnen Ausschmückung vieler er-
zählter sein wird. Herodot, der Vater der Ge-
schichte, kennt die Amazonen bereits nur noch
aus sagenhaften Rämpfen; selbst für den alten
Somer gehören sie schon zum ältesten Sagenbe-
stand. In dem Epos Nestor von Arktinos
erscheinen die Amazonen unter Führung ihrer
jungen, schönen Königin Penthesilea vor Troja,
um dem nach dem Tode seines Sohnes Hektor
von den Griechen hartbedrängten Priamus zu
Hilfe zu kommen. Tapfer kämpfen sie dort ge-
gen die Griechen, vor allem gegen Achilles und
seine Myrmidonen. Es kommt zu einem Zwei-
kampfe zwischen Penthesilea und Achilles, in dem
die Amazonenkönigin ehrenvoll unterliegt.
Spätere Sagenversionen lassen Achill durch
Penthesilea fallen, eine Sagenform, die Kleist
benutzt hat. Auf dem großen Innensbild einer
griechischen, rötlichgrünen Schale ist der Au-
genblick dargestellt, wo Achill der Penthesilea
sein Schwert in die Brust stößt, im selben Au-
genblick aber von Liebe zu seiner schönen, ster-
benden Feindin ergriffen wird. Die griechischen
Helen und Kelleis erzählen uns noch von
Kämpfen der freitbaren Amazonen mit den Sel-
den der Herakles und Theseus, sowie mit den
Aethenern, deren Stadt sie sogar belagert ha-
ben sollen. Nach der späteren griechischen Sage
sind die Amazonen aus dem Reich der Skythen
in Südrußland eingewandert. Sie wohnten
vornehmlich im Kaukasus und im nördlichen
Kleinasien an den Küsten des Schwarzen Meeres,
wo auch ein Berg Amazonios und eine
Niederlassung der Amazonen erwähnt wird.
Ihre Hauptstadt hieß Themiskyra. Von dort
aus sollen die Amazonen Ephesus, Smyrna und
andere Städte Kleinasien gegründet haben.
Sie waren ein großer, volkreicher Staat von
kriegerischen Frauen, an deren Spitze eine Kö-
nigin stand, die durch Klugheit und Tapferkeit
die anderen überragte. Männer wurden in
diesem Staate nicht geduldet oder waren, wie
z. B. bei nichtgriechischen Amazonen zur vollen
Abhängigkeit verurteilt und verrichteten
Feld- und Hausarbeiten, wie Kochen, Säu-
gungs- und Kindererziehung. Man bedurfte
ihrer zur Erhaltung des Amazonen-
schlechtes. Die jogen, griechischen Amazonen
verbanden sich zuweilen mit einem benachbar-
ten Männerstamm; meist aber unternahmen sie
zu diesem Zweck Kriegszüge, in denen sie die
erforderliche Anzahl Männer im Kampfe sich
erwannen, um sie zum Sieges- und Liebesfest
in ihre dunklen Haine zu bringen; doch war es
Gesetz, daß keine Amazone ihren Gegner und

nachherigen Lagergenossen sich auswählen
durfte, ein Gesetz, das bei Kleist Penthesilea be-
kannntlich übertreft, indem sie Achill und keinen
anderen sich bezeugen will, was ihr dann zum
Verhängnis wird. Von den Kindern aus dieser
erzungenen, vorübergehenden Verbindung
wurden die Knaben entweder getötet oder ver-
trieben, oder auch ihren Vätern zugeführt. Die
Mädchen dagegen erhielten eine vorzügliche
Erziehung, die vor allem darauf gerichtet war,
sie zu kampfgeübten, im Waffenhandwerk er-
probten Jungfrauen heran zu bilden. Man
übte sie im Laufen und Springen, im Reiten,
Speerwerfen, Langenschießen, in der Schwert-
und Streitartführung. Die Sonderwaffe der
Amazonen waren Bogen und Pfeil. Sie kämpften
zu Fuß und zu Pferde. Die Jungfrauen
mussten heuch bleiben, bis sie im Kampfe drei
Männer getötet hatten. Die freitragenden Ama-
zonen lagen andauernd mit den Männerstaaten
im Kampf. Darstellungen der Amazonen und
ihrer Kämpfe sind in der griechischen Kunst
sehr häufig. Die ältere Kunst stellte die Ama-
zonen mit hohem Helm, kurzem, ärmellosen
Panzerrock und ehernen Beinchen dar. Die
spätere Kunst (5. Jhd. v. Chr.) läßt sie in eng-
anliegendem Unterwerg mit Gürtel, in en-
gen, langen Hosen aus buntgewirkten Stoffen,
in Schnabelschuhen und phrygischer Mütze, also
persisch-orientalisch gekleidet erscheinen.

Nach Zeitgenossen des Pompejus (1. Jhd. v.
Chr.) sollen im Kaukasus Amazonen gesehen
haben. Im afrikanischen Lybien gab es da-
mals gleichfalls noch Amazonen. Dort wurde
den Mädchen bald nach der Geburt die rechte
Brust ausgebrannt, um deren für das Span-
nen des Bogens hinderliche Entwicklung zu un-
terbinden. Die Deutung des Namens: Amazonen
ist heiß unstritten. Die Äthener sollen sie
wegen des Mangels der Brust so benannt ha-
ben; dann wieder soll der Name daher stam-
men, daß sie nicht an der Brust gesaugt wor-
den.

Fast ein Jahrtausend versahen die Amazonen
ganz der Vergessenheit. Erst als im Mittelmeer
das Studium der Antike erneut auflebte, be-
gann man sich auch wieder mit den Amazonen
zu beschäftigen. Neue Nahrung und vor allem
Beschäftigung fanden nun die Sagen über die
Amazonen mit der Entdeckung Amerikas. Co-
lumbus konnte nämlich melden, daß er einmal
von bewaffneten Weibern an einer Landung
verhindert worden sei und daß er oft Männer
und Weiber mit gleichen Waffen kampfbereit
am Strande habe stehen sehen, die von den
Spaniern in Erinnerung an griech. Amazonen
ebenfalls Amazonen genannt wurden. Auch
Cortez, der Eroberer von Mexiko, berichtet von
Fraueninseln. Drellana, der 1541 als erster
den später nach den Amazonen benannten
Strom besah, berichtet ebenfalls, am Flußufer
solche Frauen gesehen zu haben. Diese Mel-
dungen des Spaniers ist noch in allerneuester Zeit
von Forschern bestätigt worden. Von diesen
Frauenstämmen wird Ortes und Böses berich-
tet. Sie sollen grauhaar, blutdürstig sein und
andauernd Kriege führen. Ihre Mädchen wur-
den sehr streng erzogen. Ähnlich wie im alten
Sparta die Knaben, mußten sie vor allem
Schmerzen ertragen lernen; es wurden ihnen
abgeschliffene Wunden beigebracht und mit Pfeffer
geirritet. Zwecks Abhärtung des Körpers
mußten sie außerdem faulen. Obenan stehe die
Tugend des Schweigens! Auch in der Mongo-
lei wurde neuerdings ein Frauenstaat entde-
ckt. Es ist anzunehmen, daß es fast bei allen Völ-
kern der Erde Amazonen gegeben hat, sei es
als selbständige Frauenstaaten, sei es als Ama-
zonentruppe.

Das Geheimnis des Bernstein

Von M. A. v. Rütgendorff.

Der Anblick eines im durchsichtig schimmern-
den Bernstein eingeschlossenen Tieres oder
Pflanzenrestes hat wohl für jeden einen ge-
heimnisvollen Reiz. Wie lebend liegen diese
Naturwesen, die vor ungezählten Jahrtausenden
atmeten und sich des Sonnenlichtes freuten, in
ihrem glasernen Grab. Bei den meisten ist
die Einbettung in das klebrige Harz, als sie
unvorsichtig der goldenen Wasse zu nahe ge-
kommen waren, so schnell vor sich gegangen,
daß kein Todeskampf die Körperform verändern
konnte.

Daß eine so viele Jahrtausende überbrückende
Erhaltung von Lebensformen die Gelehrten
schon öfter zu näheren Untersuchungen reizte,
liegt auf der Hand. Allein die Forschungen er-
gaben dennoch bisher keine befriedigenden Er-
folge. Als ein Geologe zum Beispiel eine
kleine Einschiebung aus dem Bernstein zu lösen
versuchte, kam nur ein „kohliger Rest“ zutage,
der keine Einzelheit erkennen ließ. Daher
glaubten schließlich einige Forscher, als auch
andere Versuche nicht besser ausfielen, die klei-
nen Einschlüsse im Bernstein seien in
Wirklichkeit überhaupt leer. Nur ein „Rest“
der Lebewesen, die einst im flüssigen Harz den
Tod gefunden hatten, trüge das Auge; andere
meinten wieder, die Höhlungen enthielten wohl
nur Aschenreste, und die Täuschung erfolge da-
durch, daß zarte Hautchen die Form zwar erhal-
ten hätten, aber eigentlich nur die Wände
der Röhren ausfüllten.

In jüngster Zeit hat nun die Wissenschaft alle
diese Vermutungen auf einen sicheren Grund
gestellt. Zunächst gelang es dem Forscher
Hanns v. Zungenher, eine Anzahl von Röhren
aus dem Bernstein heraus zu präparieren, und
schon dieser Erfolg brachte beachtliche Ergeb-
nisse. Die Röhren hatten sich so vorzüglich er-
halten, daß an den aus ihnen herausgehenden
Teilen ihres Körpers die mikroskopischen Unter-
suchungen kein ungenaueres Bild ergaben als
etwa ein frisch getöteter Käfer. Ja, selbst die
Flügeldecken hatten ihren Glanz nicht ein-
gebüßt.

Ganz verblüffende Ergebnisse hatten aber die
Versuche, die neuerdings der bekannte Forscher
Professor v. Potonié ausführte. In ihrem Ver-
lauf wurden, wie die jüngsten Mitteilungen des
Gelehrten darlegen, ausschließlich pflanzliche
Einschlüsse freigelegt. Nachdem es gelungen
war, den Bernstein vorsichtig aufzubrechen, trat
zunächst im Innern der Hohlräume eine Masse
zutage, die an Braunkohle erinnerte und voll-
ständig vertrocknet war, so daß sie die Höhlung
keineswegs ausfüllte. Bei der ersten Betrachtung
ließ sich hier an nichts erkennen, was
auf Reste irgend welcher Organe deutete.
Nach Anwendung chemischer Hilfsmittel lösten
sich alsbald die der Zerlegung verfallenen
Teile völlig auf. Gleichzeitig gefallenen jedoch
die erhalten gebliebenen Teile eine ganz ge-
naue Unterzucht; selbst ein Botaniker hätte
nicht erkannt, daß es sich um Teile einer seit
Jahrtausenden toten und nicht einer lebenden
Pflanze handelte, und zwar um den in den
Bernsteinwäldern vermutlich am häufigsten vor-
kommenden Lebensbaum (Vitis orientalis). Er
wächst heute noch in derselben Art, so er gleicht
in seinem jetzigen Bau dem vorweltlichen Baum
so sehr, daß selbst die eingehendste Unterzucht
der toten und lebenden Blattoberfläche keine
Unterschiede feststellte. Sogar das Blattinnere
das Mesophyll des Blattes, ließ sich an einem
der „kohligen“ Blätter noch deutlich erkennen.
Es konnte daher gleichfalls untersucht werden,
und ebenso wie die übrigen Pflanzenteile zeig-

... und die Felsen dieses Innenschlusses
erlaubt gut erhalten. Unentfaltet gewor-
den war nur der Inhalt der Zellen, der sich im
Laufe der unendlich langen Zeit in jene bei der
Öffnung der Höhlräume zuerst zutage getre-
tene braune Masse umgewandelt hatte.

Port

Yorks Quartier befand sich am Tage von
Möckern in einem einfachen Bauernhaus. Dort
hatte er seine Offiziere um sich versammelt
und wartete mit ihnen der Blücher'schen Be-
fehle. Man war nicht lustig, nicht traurig,
nicht ernst — aber voll Erwartung und Fassung
zu gleicher Zeit. Plötzlich flog die Stubentür
auf und herein trat, vom Schmutz des aufge-
weichten Weges über und über bespritzt, der
Rittmeister Graf Brandenburg. Er schlug vor
dem General die Hacken zusammen, daß die
Sporen klirrten, hob die Rechte zur Witze und
überreichte mortuos das Schreiben des Feld-
marschalls.

Die umstehenden Offiziere hielten den Atem
an. York nahm den Tagesbefehl entgegen, aber
ohne ihn zu öffnen. Langsam stand er auf, hob
das vor ihm stehende Glas gegen das Licht, daß
die Sonne darin glänzte und glückte, und
sprach in der feierlichen Stille die Worte des
Befehls:

„Anfang, Mitt und Ende, Herr Gott, zum
Besten wende!“

Darauf leerte er sein Glas und setzte es still
nieder. Die anderen taten es ihm nach, auch
der Rittmeister, der Blücher'schen Befehl
hatte. Und während von Wachau und Lindenau
herüber der Donner der Geschütze in die stille
und kleine Stube drang, erblickte York das Sie-
gel und las mit lauter, fester Stimme, indem er
seinen Kopf mit dem langen Weißhaar in den
Rücken warf:

„Die Infanterie setzt sich sofort in Marsch.
Das Korps York marschiert gegen Leipzig, wen-
det sich bei Bütschba um den Angriff auf
Lindenau. Die Infanterie der Avantgarde
bleibt auf der Straße nach Leipzig...“

Das waren die preussischen Worte, die des
ehemaligen Königs preussische Tat — den Sieg bei
Möckern — und damit die Schlacht bei Leipzig
entschieden.

Chapena

Von Dr. F. E. Meißel - Althaus.

Im Bande der Adler, in Albanien, erzählt der
Volksmund, daß der Schöpfer der Welt mehr
als tausend Jahre nach Vollendung seines
Werkes die Vollkommenheit herabließ, um der
Menschheit Schaffen und Gedeihen zu erforschen.
Der Zufall wollte es, daß sein bestmöglicher
Zug zu allererst ein Land betraf, dessen Ge-
biete in endloser Reihe den Himmel streben
und in dem graulichsten Wolken schmuck-
igen Dunst das Sonnenlicht trübten. Also trat
schon dem Treiben zu und sagte kopfschüttelnd
„Was ich dem Menschen nach tausendjährigem
Überlegen nicht gegeben habe, hat er sich selbst
geschafft; auf meinen grünen Hünen hat er
sich künstliche Krater errichtet!“ Nachdenklich
zog er seines Weges weiter. Er durchwanderte
ungeheure Entfernungen, durchkreuzte wild-
peitschende Ozeane und hatte von dem Rück-
schritt der Erde im Vergleich zu ihrem ersten
Tage so gründlich genug, daß er beschloß, sich
wieder in die Einsamkeit zurückzuziehen. Doch
ehe Gottvater von der Erde Abschied nahm,
lenkte er seine Schritte zum heiligen Berge
Olymp, der Stätte ehrfürchtiger Götteranbe-
tung seit altersher. Er hoffte wenigstens hier
ein Wächter zu finden, aus dem der Zug der
Zeit, der sich Kultur nannte, noch kein Babel
geschaffen hatte. Und in dieser Absicht durch-
kreuzte der Schöpfer die ewigblauen Fluten des
Adriatischen Meeres, um an der Küste Jly-
riens an Land zu gehen. Doch als er, im Be-
griffe die Vorkanketten zu überschreiten, den
Fuß an Land setzte, erblickte sein Auge ein Tal,
von gewaltigen Felsen umstellt, von uralten
Bäumen umgirt und von einem Kristallbach
durchzogen. Keine gleichenden Ebenbühnen-
flächen durchzogen das Land, kein Felsen und
Dornen von Himmeln, keine rauchenden und
schwebenden Lokomotiven, die den Frieden
zerstören. Klebige Täler, mächtige Schluchten
den Tag der Schöpfung in das Jetzt verführend,
Zeiten überdrückend, Jahrtausende verneinend,
der Kultur, der Technik höhnend!

Auf einer Anhöhe aber, vor dem Eingange
seiner Steinhöhle, sah ein Mann, der am
Spitze eines Felsen über dem Feuer drehte.
Der Schöpfer näherte sich ihm und fragte ihn
nach seinem Namen. „Ich bin Schöpfer, der die

Sohn des Adlers“, erwiderte der Mann, ehrer-
bietig sein Haupt neigend. „Dann bist Du ein
Prinz“, sagte gutmütig Gottvater, „denn Du
bist der Sohn des Königs der Vögel; ich aber
bin der König der Welt. Und einem Könige
ist es vergönnt, am Mahle eines Prinzen Platz
zu nehmen...“, wenn Du willst, bewirte mich
mit dem Flügel deines Faltens.“ Der Sohn des
Adlers, dem die Gastfreundschaft das heiligste
Heiligtum bedeutete, antwortete: „Nimm mei-
nen Platz ein, König der Welten, nimm den
ganzen Fasanen dazu; ich werde mit meiner
Flinte mir einen anderen jagen!“ Mit diesen
Worten erhob sich Schöpfer, trat dem Schöp-
fer seine Steinbank ab, gab ihm den Speiß mit
dem Braten in die Hand und sprang freudig
singend dem Walde zu, der ihn nach wenigen
Minuten in seiner Dämmerung aufgenommen hatte.

Wenn die Legende der Wahrheit entspräche,
müßte Albanien das Land sein, das einen der
verschwindendsten Erdwinkel darstellt, die
ihre urpersönliche Note noch nicht aufgege-
ben haben. Und dem ist so! Die Bergbewoh-
ner, die Malisores, tragen noch heute auf
Schritt und Tritt Pistolen und Flinten, verzier-
ten mit schweren silbernen Beschlägen; die Bewoh-
ner von Mati, Dibra und Malicia-Wadhe zie-
len noch heute die Kostüme ihrer Vorfahren, be-
setzt mit reichen Goldstickereien. Wie vor hun-
dert, fünfhundert Jahren weidet der Meribide
auf schwindelnden Höhen, in einsamen Tälern,
die kaum ein Menschenfuß betritt, seine Schaf-
herde, geküßt in seine lange Tunika von schwe-
rer, weißer Leinwand, die die Frauen mit den
primitivsten Hilfsmitteln zu Hause in der lehm-
igen Erdbütte selbst anfertigen. Während in
dem weichen See zu Füßen des Kosafat die Fi-
sche nach alter Sitte riesige Fische an Land
ziehen, alte Volksweisen singen, entfernen sich
in Schutart und in den wenigen anderen Stäb-
ten Albaniens die Städter immer mehr von
altüberbrachten Gebräuchen und nehmen in
ihrer Mitte westliche Kultur auf. Und so ist es
auch nicht verwunderlich, daß bereits Auto und
Flugzeug ihren Einzug in das Land der Adler-
söhne gehalten haben und es nach allen Rich-
tungen als Erlaß für die fehlenden Bahnen
durchqueren. Der Fortschritt naht mit zäher
Energie auch an dem konservativsten Konser-
vatismus, und ehe ein Jahrhundert verstrichen
ist, wird auch Albanien die Spanne vom Schöp-
fungstage zum zwanzigsten Jahrhundert im
Eilschritt überbrückt haben.

Vom Leben und Sterben eines Waldfreiherrn

Von Wilhelm Hochgreve.

König des Waldes ist der Hirsch, Raubgraf
der Wälder, Freiherren der Fuchs, Waldfreiherr
der Rehbock, der alte, der schon siebenmal den
Ree blühen sah, jedesmal die Liebe lodern
sah. In einem vergessenen Steinbruch, des-
sen Rückwand sich hoch bis zum Scheitel des
Buchenberges türmt, war sein Stand. Da lag
er tagelang in dem wilden, Mensch und Hund
jeglichen Zugang wehrenden Geschiebe von
Waldstein, Brombeeren, Dornbüschen und
Waldreben im sicheren Bett. Drei Jahre schon
war dieser alte Graumantelbruch der Hirt sei-
nes Lebens für die lange Tageszeit gewesen,
sicherer als die große Fichtendickung. Mit ein-
paar hohen Fuchsen überfiel er den Verhau
und schnellte von Lücke zu Lücke, die der Zufall
oder der Druck von Schneemassen schuf, bis an
die Stelle, wo der Wind einen Felsbühnen
pflanzte und einige Fichten säte. Außer von
den Bügeln, den Waldmäusen, den Wieseln und
dem Jgel bekam der Freiherr in dieser Fels-
den Dornen keinen Besuch, denn alle an-
deren Rehe meiden das Innere des Faches, und
selbst: Weißwange, die Dämschen, deren Groß-
vater zusammen mit dem Winde und den Bü-
geln diese Wildnis schuf, zersaue sich in dem
Stachelzeug nur einmal ihre Schwärze. Danach
trieb sie nur noch um das unhohe Buschzeug
herum und ließ den Felsenmutterbau, der frü-
her manchen Jungbuchs sah, veröden. Auch die
familie Reinecke umschürte im Bogen das
Reich des Freiherrn mit dem wichtigen Sed-
hergehörn, weil sie ihr Rothaar lieber auf dem
Baige als in den Dornen des Gefährtes suchte.
So hausten also neben ihm nur die Vögel und
allerhand Kleingetier, dazu in den Nischen und
auf den Vorsprüngen der steilen Rückwand der
Raubgraf Blü von der Klippe, der Wander-
falk, und im späten Abenddämmer gab ihm
aus dem Felsenpalt Glupsauge, der Stein-
kauz, das Zeichen des Ausstritts auf den großen
Hain zu, wo schon einige Rehe äßen. Ein ge-

Geborgen war hier der Freiherr, und darum
brachte er es zum stärksten Sedhergehörn in
der Runde, während alle anderen rings umher
im dritten bis fünften Jahre fielen. Sedher ist
Sedher, sagt der Sedher und knallt drauf los,
und dem Sedher sind auch Sedherbock und
Gabel als Beute sehr willkommen. Der Wald-
freiherr hörte wohl schon zum zehnten Male in dem
Regeln pfeifen und zum zehnten Male in dem
Nachbarrevier, wo der Sedher Pächter war,
das Bräseln von Schoten, als er erst seine
drei Jahre hinter sich hatte. Mehr als einmal
wurde er auch im Monat der Reife verblät-
telt. Das alles stimmte ihn behutend, bis er im
alten Steinbruch am Tage Ruhe und Sicherheit
fand. Nachts aber hütete ihn das Dunkel.
Denn vor dem zehnten Eulenrufe trat er nicht
aus und dann immer erst auf den Hain, wenn
das schon Wild stand, und erst um Mitternacht
zog er für zwei Stunden auf die Felswand um
sich an den Vekereien zu äßen, die ihm der
Wald nicht bot. Aber nur zwei Stunden! Und
so hatte den Alten die letzten drei Jahre kein
Wend zu Gesicht bekommen, wenn nicht die
Liebe einmal im Jahre das Blut vergiftet und
den Verstand verdorben hätte. Dann kam er
auch am Tage aus seinem Dornversteck, wenn
auch mit größter Vorsicht, zum Vorkeim, win-
dete immer wieder die Luft ab, ließ bei dem
kleinsten Geräusch, im Ziehen einhaltend, die
feinernervigen Läufer spielen. Es war Tag,
und an allen Ecken lauerte Gefahr. Mancher
gute und mancher schlechte Jäger sah ihn dann
wohl durch die Stangen ziehen, die sein Wald
gegen sicheren Schutz deckten, oder er kaufte
hinter seinem Nebenbuhler oder einer Spürden
her. In diesen Tagen der Dummheit hütete
ihn neben seiner Vorsicht, die er nach zur
Hälfte aus dem Dornverhau im Steinbruch
mitachte, doch meist der Zufall oder das Stau-
nen, das die lauernden Jäger beim Anblick die-
ses „Königlichen“ Bockes lähmte oder ins Tatteln
versetzte.

Wieder wurde im Hain das hohe Schmielen-
ges gelb und golden an den Tagen, da die
Sonne verschwenderisch ihre Strahlenflut über
Wald und Wiese ergoß. Wieder blühte des
Hochsommers schönste Wildblume, der in Blau
und Gelb getauchte Nachtwalzen. Auf den
Waldböden eiferte das liebliche Weidenröschen
mit dem Rot mannshoher Wildbühnen, tanzen
Fäulisse und Vertalter neben Wägenaugen,
Aurikeln und Weisklingen sommer- und son-
nenfroh über der Farbeglut der Blumenpracht.
Wieder kieselte das heiße Blut der Liebeslust
den alten Sedher im Bruch. Angeregt spielten
seine Läufer, wenn ein Wuffard beinahe wie
ein Schmalzschmelzer. Doch fuhr er aus dem
Bett unter den schattenden Fichten, sobald das
hochklingende Piepen eines Rehes über den
Steinbruch hinglitt. Aber er drückte sich in
die Fichten und stand, die Sehnen der stähler-
nen Füße zur Fluchtbereitschaft gespannt, als
das Warnen eines Hähners die müde Stille des
gleitenden Endulitages durchschredete. Dann
ward es wieder ruhig rings umher, und plötz-
lich schmeichelte echtes richtiges Rehgeflügel her-
über. Da fuhr der Alte hoch aus dem Bett, und
schnellte heraus aus dem Dorn- und Ranken-
gewirr. Ein kurzes Sichern und Binden, und
mit tiefem Geise fand er die Brunnfläch der
Schönen und dann sie selbst. Sie gab sich nicht
gleich, sie ließ sich treiben, und wild ging die
Liebeshaft, Halm knickend und Falzholz bre-
chend, über den blumendunten, schmielenblon-
den Hain. Ueber dem toten Fichtengreisig des
Hochfuges am Rande der Haunung folgte die
Mündung der Mauerbüsche, die dort schon seit
dem Mittag auf der Lauer lag, dem Blatte des
Bockes. Jede Fuchslänge, jeden Satz über Erd-
wellen und Baumstümpfe, jede Wendung um
vergeßene, verrottete Wägenhäfen machte sie
gierig mit. Aber der Bock kam nicht zum
Stehen, weil das Schmalzschmelzer nicht stehen
wollte, und hätte er auch breit wie eine Scheibe gestan-
den, das Geschick hätte sein Ziel verfehlt. Die
Pulse und die Schlagadern des Jägers häm-
mernten so laut, daß er das Reichen des treiben-
den Bockes nicht hörte, und so heftig, daß er
die Büchermündung kreisen ließ, beinahe wie
die Ruß den Schwanz, an dem die Bremfen
hängen. So ein Bock, nein, so ein Bock! Der
war noch schwerer als der in der vorigen Blatt-
zeit, den er damals verblätete, und darum um-
terließ er das Blatten hier in diesem Jahre.
Es war derselbe Bock wie damals, der Wald-
freiherr vom alten Steinbruch, nur etwas stär-
ker im Rosenumhang und schwerer im Gehörn.
Für den Waldfreiherrn schien keine Kugel ge-
gossen. Aber ein Dolch war ihm geschickt. In
der Zeit des letzten Aufschlusses der Brunn-
flut, am zehnten Tage des Erntemondes, trollte er
nach dem Schwinden des Büchsenlichtes dem
Hain zu, wo schon einige Rehe äßen. Ein ge-

ringer Sedher zog sich achtsam zurück, als
er den Alten eräugte. Der machte einer wenig
spröden Rehe, die zwei Reize führte, den Hof.
Plötzlich aber preschte der Alte zur Seite und
raiste gegen den Bock an, der herübergewechselt
war aus dem Nachbarrevier. Es war ein erst
dreijähriger, aber ein „Mörder“, und heimlich
dazu, weil alle Jäger hinter ihm her waren. Die
linke Stange des weit ausgelegten Gehörns
war nur eine Hand breit hoch und hatte kurze
Gabelenden, die rechte aber war anderthalb
Hände lang hoch, endlos und spitz wie ein
Dolch. Dreimal schon kleebe der Todeschmelzer
guter Böcke an diesem Speiße, und darum wa-
ren die Jäger im Herrschaftlichen so giftig hin-
ter ihm her. Mit dem stärksten Bocke nahm er
es auf, seitdem ihm seine Siege Vertrauen zur
Überlegenheit seiner Dolchmasse geschenkt ha-
ten. Frech stand er wie aus den Schmielen her-
ausgeschossen vor dem Waldfreiherrn. Der for-
schte den alten kaffertrohenen Bockes
jedoch kam ihm überraschend. Er wurde über
den Hals gerannt, schnellte aber, dem zwei-
ten Gehörnhebel geschmeidig ausweichend, sofort
wieder hoch und ließ den dritten Asturm auf
seinen Stangenstiel aufsteigen. Durch das eine
Licht kochte sich die Dolchmasse des Mörders
und stach in Hirn und Leben. In rasendem
Sommerz bäumte sich der zu Tode Getroffene
nach empör, den an ihm hängenden Gegner mit
hochreichend. Verendet brach er in die Schmie-
len mit Schmelzbrunnen, als hätte eine
Kugel sein Gehörn gefaßt, taumelte der Mör-
der in sein Revier zurück. Er war als Mörder
erledigt; beide Stangen hatten seit diesem
Kampfe die gleiche Höhe.

Glupsauge, der Steinkauz vom Bruche, hielt
im Jagdflug mit einem Rucke inne und rüttelte
über dem Verendeten — lange, dann strich er
ab und kam zurück und rüttelte wieder. Er
kannte er in dem Toten den alten Freund aus
den „Königlichen“ unter der hohen Felswand.

Um die Zeit, da die bunten Blätter im Herbst
winde wirbeln, fand eine alte Häuserin vom
nächsten Dorfe beim Holzraffen das von Fuch-
sen bis auf die Knochen benagte Gerippe eines
Bockes, und einige Schritte daneben den
Schädel mit dem nur schwach angegriffenen Ge-
hörn. Im Schädel steckte, fast verbohrt, eine
fast handlange Stange. Die Alte brachte ihren
Fand zum Pächter. Dem zitterten die Hände,
als er das wichtige Stück entgegennahm, und
fast stotternd klang seine Frage nach dem wo
und wann. Die Alte zog schmunzelnd heim.
Auf „Joviel“ hatte sie nicht gerechnet. Das Ge-
hörn des Waldfreiherrn aber mit dem Dolch
des Mörders im Schädel hatte einen Ehrenplatz
an der Jagdwand als stummer Zeuge eines
mannhaften Kampfes im Walde.

Hege und Jagd im August

Von Wilhelm Hochgreve.

Der Ernting ist auch für den Weidmann in
mancher Hinsicht ein Erntemond. Die Früchte
der Hege können jetzt, soweit Hirsch und Bock
in Betracht kommen, gewonnen werden. Der
August ist in seinen ersten 10 Tagen der weid-
gerechte Monat. Zwar springt der Bock
bei günstigem Wetter schon am 20. Juli
auf Blatten, wie er auch noch nach dem
10. August sich durch das nachgeahmte Fiepen
betören läßt. Aber im Interesse der Erhaltung
eines guten Rehbestandes sollte die Blattjagd
auf die wenigen Tage etwa vom 3. bis 10. Aug.
beschränkt bleiben. Nach meinen bisher gesam-
melten Erfahrungen, die sich auch mit denen
kundiger alter Jäger decken, verpreden jene
Tage auch den besten Erfolg. Vor dem 3. oder
4. August lasse man den jagdbaren Böcken Zeit,
ihre gute Art zu vererben, und nach dem 10.
soll möglichst Ruhe im Revier herrschen. Un-
nahmen im Falle der Nichterfüllung des Ab-
schusses oder nicht vererbbaren Böcken
gegenüber mögen gelten. Die günstigsten Stun-
den zum Blatten sind im allgemeinen die des
Vormittags zwischen 8 und 10 und die Nachmit-
tagstunden von 4 bis 6 Uhr. Stille, warme
Tage sind Voraussetzung. Daß ein Bock auch
einmal bei windigem und kühlem Wetter
springt, erschüttert jenen Erfahrungssatz nicht.
Je mehr Böcke das Revier enthält, um so le-
bendiger spielt sich die Brunnflut ab, um so reicher
ist sie an künstlichen Bildern, um so erfolgreicher
wird auch die Blattjagd sein. Leider ist die
Mehrzahl unserer Jäger, deren es über eine
halbe Million gibt, nicht zur richtigen Scho-
nung des Wildes zu erziehen. Schickmüt,
Fleischmacherei, der üble Jagdneid gegenüber
dem Nachbarn und die Unfähigkeit des Anspre-

chens auf das Alter sind die Ursache, daß neun-
zehntel aller erlegten Rehbocke um ein oder
mehrere Jahre zu früh fallen. Da meist weit
mehr Böcke als Reichen abgeschossen werden,
sind die Reviere mit dem geänderten Geschlechter-
verhältnis von 1:2 bis 3 sehr selten geworden.
In der Regel überwiegt die Zahl der Reichen
um das Fünf- und Mehrfache die der Böcke.
Hier ist völlige Schonung der Böcke mit Aus-
nahme der Kümmerer und schlecht veranlagten
Geboten und eine Hege mit der Büchse durch
überlegten Abschluß von weiblichem Wilde im
November und Dezember allein das Rechte.

Für den Hochwildjäger bringt der August den
Aufgang der Hirschjagd und damit hohe Tage.
Der starke Hirsch ist im Gemein heftig. Sah
man ihn als Kolbenhirsch noch regelmäßig selbst
am hellen Tage auf Scherfen und Wägen,
zum Gemeinhaus kahl- und salzhaltige
Nahrung suchend, so hat er das jetzt nicht mehr
nötig. Alle Nahrung wird nach Fertigstellung
des Hauptstüchens vom Wildbret aufgefressen.
Der Hirsch wird feist, faul und heimlich. In-
dessen unbedingte ruhigen Reviere ist die Er-
legung eines starken Hirsches deshalb ein
Kunststück. Der Hirsch hält unregelmäßig sei-
nen Standorte sehr leicht vergrämen, zumal
dann, wenn er hier an Menschenspuren und
ihre Witterung nicht gewöhnt ist. In heißen
Tagen verpicht der Daueranfang (auch vor-
nehmlich in den Mittagsstunden) an der Suche
Erfolg. Die Aesung reisenden Getreides macht
den Hirsch durstig, weshalb man ihn auch an
Tränken auflauern kann.

Gegen Ende des Monats geht in vielen Be-
zirken die Rehjagd auf. Sind die Halm-
früchte abgeerntet, dann kann man dem Vor-
stehenden nach langen Ferien endlich wieder
Arbeit geben. Sind die Jungbühnen noch zu
schwach, dann muß das Schießen sowohl auf
diese wie auf die mit der Reite aufstehenden
alten Hühner unterbleiben. Der rechte Hühner-
mond ist ja auch erst der September.

Wie man früher Eide schwur

Von Bertha Witt.

Bei Gott und allen Heiligen! so ruft man
wohl zuweilen noch heute, um einer Versiche-
rung, um die es einem besonders ernst ist, Nach-
druck zu geben. Dieser Ausdruck deutet noch
auf die uralten Eidesformeln zurück, deren man
sich früher bediente, und von denen sich auch
sonst wohl mancherlei in alltäglichen Redens-
arten erhalten hat. Der Eid galt schon den
Älten als eine außerordentliche und feierliche
Angelegenheit; selbst eine heilige Handlung, ge-
schah er stets im Zeichen dessen, was den Men-
schen am heiligsten war. Vordröckliche Völker
schworen bei ihren Göttern, die Griechen beim
Jupiter die alten Deutschen bei Odin oder
Thor, die Slaven bei Perun, ihrem Donnergott.
Damals erfolgte das Schwören nicht durch Auf-
heben der Hand, sondern durch Berühren eines
Gegenstandes, der sich auf die angerufenen
Götter bezog. Die Juden mußten, angelant mit
Heiselschleiden und Wanderstab, die Finger auf
das 19. Kapitel des 3. Buches Moses legen und
bei offenen Fenstern, mit bedecktem Haupte
schwören; die Ecken des Altars und die Bildnisse
der Götter. Den alten Germanen war der
Steinhammer oder Keil des Donnergottes der
heilige Gegenstand; die Römer schworen bei
einem Rieselfeisen. Mit der Verührung des Ge-
genstandes war das Herlegen der Eidesformel
verbunden. Zuweilen war es auch üblich, die
Eidesformel mit Dingen zu verknüpfen, die sich
auf die dem Meide folgende Strafe bezogen,
also etwa mit dem Tode, wie man ja auch noch
heute eine solche Redensart gebraucht. Freie
Männer schworen wohl auch, und zwar noch in
den Zeiten des sich ausbreitenden Christentums,
bei ihrem Schwert; außerdem schwur man bei
heiligen Wasser, Brumen, Flüssen, und ver-
knüpfte sich besprangte und benetzte man sich mit
heiligen Bergen, Felsen und Steinen. In
Skandinavien bediente man sich eines im Tem-
pel verwahrt, mit Opferblut geröteten Ringes.
Die Skulpten schürten bei Wind und Schwert,
denn der Wind war ihnen das Zeichen des De-
bens, das Schwert das Zeichen des Todes.

Mit der Einführung des Christentums man-
delten sich auch die Eide; an die Stelle der heid-
nischen Götter und Zeichen traten Gott und
seine Heiligen. Es konnte im Mittelalter bei
jedem einzelnen Heiligen geschworen werden,
u. das geschah durch Berühren des Heiligtums
des Schreines, in dem die Gebeine des Heiligen
ruhten, oder auch des Grabmals eines Heiligen,
sonst aber durch Berühren des Altars oder des
Kreuzes. Vielfach vollzog man den Eid auch
heute angelichtet der Sonne, mit aufgerichtetem
Finger. In England waren Messbuch und
Glocke die heiligen Gegenstände; früher hatte
man hier auch bei Erde und Gras, bei Bäumen
und Gewächsen den Eid gesprochen; sie wur-
den berührt, oder es wurde auch wohl etwa
eine Hand voll Erde aufgehoben. Wunderlich
erscheint es, daß es im ganzen Mittelalter üb-
lich und auch gesetzlich verordnet war, beim
Schwur bei oder beim Warte zu schwören, wie
es wohl jetzt noch im Morgenlande geschieht;
aber das Haar galt früher gewissermaßen als
heilig, auch war es ein Zeichen des freien Stan-
des, und der freie Mann trug früher zum Zei-
chen seiner Würde Haar und Bart ungekürzt.
Zwar war das Schwören beim Warte nicht ge-
setzlich vorgeschrieben, geschah jedoch oft, beson-
ders in Frankreich, und zwar nicht nur beim
eigenen, sondern auch bei des Vaters Bart.
Für Frauen und Mädchen schrieb das Gesetz
wenigstens in Süddeutschland, den Schwur beim
Haar vor; sie mußten vor Gericht die Hand auf
die Brust und auf einen der Zöpfe legen, die
meist mit Perlenketten oder Bändern durch-
flochten, möglichst lang zu beiden Seiten des
Gesichts über die Schulter herabhängen; „mit
Hand und Brust, mit Kopf und Mund“, heißt es.
Wo der Kopf nicht als wesentlicher Gegen-
stand beim Schwören galt, mußte doch die Hand
auf die Brust gelegt werden; auch vornehme
Männer verführten oft so, und so heißt es ja
auch noch heute: „Hand aufs Herz!“, etwa wenn
einem etwas unwohlgeheimliche Ver-
sicherung besonders glaubhaft erscheinen soll.
Der Friesen liebte es, auf seine Locken zu schwö-
ren, geringere Eide sprach er bei seinem Ge-
wande. Außer beim Haar kam es vor, daß man
auch bei anderen Teilen des Körpers, etwa bei
den Augen schwur.

Bei den Griechen war es üblich, den Schwur
bei Verührung eines Gegenstandes oder Geräts
zu leisten, der auf Würde oder Beruf des
Schwörenden Bezug hatte; so schworen Krieger
bei ihrem Schwerte, Reiter beim Steigbügel,
Schiffer beim Schiffsbord, Fußleute beim Rad
eines Wagens, hohe Personen aber durch An-
fassen des Nückelknobes. Derartige uralte Ge-
bräuche, die überall eine gewisse Lieberentim-
mung aufweisen, pflegten sich meist lange in
den Rechtsgebräuchen zu erhalten. Ein beson-
deres Verfahren galt in Rom, das dort
noch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts üb-
lich war; es lag in der Verührung desjenigen
Gegenstandes, um den sich der Rechtstreit
drehte. So tritten sich einst zu Gattin zwei
Männer um den Besitz eines Weibes, der wirk-
liche Eigentümer erschien mit dem Beklagten,
mit einwandfreien Zeugen und mit dem Pferd
vor dem Richter und legte folgenden Eid ab:
„Ich Joadim usw., schwöre zu Gott dem All-
mächtigen und auf sein heilig Geheiß, daß
das Pferd, welches ich beim Ohr gefaßt und mit
dem Fuß betreue, mir eigentümlich zustehe, usw.“
So wahr mir Gott helfe durch Jesus Christus.“
Dabei faßte der Schwörende mit der rechten
Hand das rechte Ohr des Pferdes und berührte
gleichzeitig mit dem rechten Fuß des Pferdes
das rechte Fuß. Das galt als einwandfreie Be-
kräftigung des Eides, und das rechtliche Emp-
finden hätte bei solcher Gelegenheit wohl selten
zu einem Mißbrauch geführt, denn der Eid galt
dem Volksbewußtsein immer als außerordent-
lich heilig, in besonderen Fällen wurden sogar
die Sakramente darauf genommen. Deswegen
pflegte ein berühmter Gelehrter nie anders zu
schwören, als „bei allem, was heilig oder noch
heiliger als der Eid selbst ist“.

Vom Zuidersee

Von B. Rolten - Meyer.

Jetzt endlich wird der Zuidersee eingedämmt
und zum großen Teil in Festland umgewan-
delt. Schon als 1629, 1636 und 1660 Nach-
richten von schrecklichen Sturmfluten kamen, die
Unheil über die Inseln brachten, hatten die
Festlandbewohner es geplant. Doch dabei blieb
es, und man erzählte sich beglücklich am Herd-
feuer, das gefährliche Wasser sei ja unter den
Römern schon einmal ganz abgeschossen gewe-
sen und dann habe die verheerende aller
Sturmfluten das Land heimgeführt und, der
Überlieferung nach, wohl achtzigtausend Men-
schen mit dem Boden unter ihren Füßen
verschluckt.